



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ärztliche Plaudereien : eine Erwiderung von einem Arzt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schwerer ist es allerdings, wenn einmal solche Urteile in der Öffentlichkeit Wurzel gefaßt haben, denselben zu widersprechen. Schöner wäre es gewesen, wenn der Verfasser, der die elsässische Gastfreundschaft genießt, und der sie in seiner Schrift auch lobend erwähnt, sich an diese Arbeit gemacht hätte. Es giebt ja in Deutschland der Blätter genug, die ihre Spalten mit Schimpfreden zu füllen pflegen, die irgend ein Gymnasiast oder ein schreibseliger Beamter, der sich zurückgesetzt fühlt, verfaßt. Wir wollen die »Briefe eines Elsässers« nicht zu dieser Kategorie von Erzeugnissen zählen, aber wir können sie auch nicht einreihen in die Zahl derjenigen, denen das Wohl unsrer kleinen Heimat die allererste Sorge ist." Zum Schluß heißt es von der Täglichen Rundschau: „Es handelt sich einfach um eine radaumäßige Reklame für das Organ, das sich zwar »unparteiische« Zeitung nennt, im Grunde aber nach Art der Revolverblätter für sich Stimmung machen will.“

Welche christliche Milde, welche Kraft der Beweisführung, welche edle Sprache! Das ist jedoch nebenächlich. Die Bedeutung des Artikels liegt in der schroffen Abweisung der unbequemen Wahrheit, in der charakteristischen Einkleidung des Einschüchterungsversuchs und in der Behauptung, daß wir Deutschen im Reichslande nur Gäste seien, denen als Dank für die Gastfreundschaft das Wohl der neuen Heimat die „allererste Sorge“ sein müsse. Unser Herrenrecht am Lande ist Herrn Hoffet ganz unbekannt, und es will ihm nicht in den Sinn, daß das Wohl des Ganzen höher steht als das des Teils. Kann man naiver und zugleich anspruchsvoller verblendete Selbstüberschätzung äußern und aufrufen? Das ist Verhärtung und Absonderung, nicht etwa ein Übergangspartikularismus, der sich mit der Zeit zu deutschem Patriotismus erheben könnte. Wenn die Sprache unsrer „Freunde“ so klingt, wie mögen unsre Gegner denken?



Ärztliche Plaudereien

Eine Erwiderung von einem Arzt



Schon vor Wochen brachten Zeitungen mehr oder weniger eingehende Berichte über eine Sprechstunde en gros, die Geheimrat Professor Dr. Schweningen auf einem Vereinsabend „Berliner Presse“ abgehalten haben soll. So viel wir wissen, ist dies nicht die erste Plauderei, die dem Berliner Publikum von dem genannten Herrn geboten worden ist, und wenn wir nicht sehr irren, so waren auch die in frühern Jahren entwickelten Gedanken und — gebrauchten Kraft-

ausdrücke denen sehr ähnlich, die aus dem diesjährigen Vortrag in die Öffentlichkeit gelangt sind. Goldne Worte soll nach einer Zeitung der Herr Professor gesprochen haben! wir wissen nicht, ob diese Worte wirklich alle so golden waren, aber das wissen wir bestimmt, daß sie teilweise niedriger gehängt werden müssen, nicht wegen ihres hohen innern Wertes, sondern weil sie den Widerspruch jedes denkenden Menschen herausfordern!

Der Name „Schweninger“ ist in Deutschland allen patriotischen Herzen lieb und wert, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Arzt durch seine Energie und eigentümliche Persönlichkeit den Fürsten Bismarck von einer Lebensweise abgebracht hat, die schon Anfang der achtziger Jahre das Leben des Kanzlers ernstlich gefährdete. Ohne Schweninger hätten wir wahrscheinlich keinen Bismarck mehr, und darin liegt das große Verdienst, das ihm jeder Deutsche hoch anrechnen wird. Wenn ein solcher Mann zu einem großen Publikum spricht, dann wird es viele gläubige Herzen geben; um so notwendiger ist es aber, daß wenigstens alle die Worte nicht unwidersprochen bleiben, die Verwirrung anrichten könnten.

Ich hatte schon nach dem Bericht über den Berliner Vortragsabend zur Feder gegriffen, aber ich ließ die halbvollendete Arbeit wieder liegen, weil ich mir sagte, es wird schon soviel zusammengeschrieben, daß es wirklich kein Verdienst ist, eine Sache noch breit zu treten, die das Publikum doch bald wieder vergessen wird. Jetzt aber berichten die Zeitungen schon wieder von Plaudereien, die in Wien und München stattgefunden haben sollen. Was der Herr Geheimrat in Wien alles gesagt hat, erfahren wir nicht; es wird nur ziemlich lakonisch gemeldet, daß er nach der zu einem milden Zweck abgehaltenen Plauderei in seinem Hotel ein sehr gewinnreiches Nachspiel in Form von Konsultationen eröffnet habe. Aus München dagegen kommen ganz ausführliche Berichte, die so merkwürdige Dinge zur Sprache bringen, daß ich eine Aufklärung des Publikums für geboten halte, selbst auf die Gefahr hin, von dem Herrn Geheimrat nicht als ebenbürtiger Gegner anerkannt zu werden. Hören wir zuerst, worüber er in Berlin gesprochen hat!

Billige Weisheit kann man seine damaligen Worte nennen, denn sie enthalten im allgemeinen nur landläufige Wahrheiten und nebenbei einige Sentenzen, die bei einer nähern Beleuchtung schwerlich standhalten dürften. Daß die Humanität eine Haupteigenschaft des Arztes sein soll, ist ein Ausspruch, dessen Richtigkeit bei Publikum und Ärzten schon seit Jahrhunderten anerkannt wird. Gewagter scheint aber schon die Behauptung, daß sich jetzt die Wissenschaft bei vielen Kollegen vor allem im Bangemachen zeige, und daß ein humaner Arzt dem Kranken niemals die Natur seines Leidens verraten dürfe. Allerdings werden vernünftige Ärzte ihren Patienten niemals ohne Grund die Diagnose ins Gesicht sagen, und ich selbst kenne eine Reihe von Fällen, wo sich Herzkranke erst von dem Augenblick an wirklich krank fühlten, als sie von

ihrem Arzt auf einen Fehler aufmerksam gemacht wurden. Oft steht aber der Arzt Verhältnissen gegenüber, wo das Verschweigen der Diagnose eine Verjündigung wäre. Gesezt, es handelte sich um eine schwere Erkrankung, die aber noch durch peinlichste Einhaltung einer entsprechenden Lebensweise in Heilung übergehn kann; würde der Herr Professor auch in einem solchen Fall seine Humanität soweit treiben, daß er über die Natur des Leidens kein Wort verlauten ließe? Der infolge üppiger Lebensweise gichtisch gewordne oder an Kreislaufstörungen leidende Schlemmer, der Säufer, der sich durch Alkoholmißbrauch eine kranke Leber geholt hat, der Wüßling, der seinen Ausschweifungen zu erliegen droht, der Diabetiker, dem seine Krankheit eine peinlich strenge Diät vorschreibt — sie alle können nur gerettet werden, wenn der Arzt ihnen nichts verschweigt und mit ihnen alle Gefahren ihres Zustandes bespricht!

Auch über Alkohol, Radfahren, Quecksilberturen, Rneippssches Verfahren, Massage, Theorie der Vererbung, Schweningerkur soll der Herr Professor gesprochen und sich dann besonders ausführlich über die Frage ausgelassen haben: „Was denken Sie über die Befähigung und Zulassung der Frau zum ärztlichen Studium?“ Er hält die Frau nicht nur geistig, seelisch und körperlich zu dem Beruf des Arztes befähigt, er meint sogar, daß die Frau durch alle die Eigenschaften, die sie vor dem Manne voraus hat, durch Weiblichkeit, Milde und Mitgefühl für die Leidenden dem ärztlichen Beruf neues Leben einflößen und die männlichen Kollegen, denen im Laufe der Jahre die erwähnten Eigenschaften verloren gingen, anspornen werde, es ihr gleich zu thun.

Das ist doch wirklich etwas starker Tabak! Wir glauben, daß nicht nur Ärzte, sondern auch ernsthaft denkende Männer anderer Berufsclassen bei diesen Worten des Herrn Professors bedenklich mit dem Kopf schütteln werden. Es ist wahr, daß uns die Frauen an Milde und Mitgefühl überlegen sind; aber ist es denn wirklich so kläglich mit der medizinischen Wissenschaft bestellt, daß vor diesen mehr passiven Eigenschaften die Aktivität des Arztes ganz in den Hintergrund treten soll, und giebt es nicht vielmehr Augenblicke, wo gerade bei dem Arzt alles auf ein schnelles, energisches Eingreifen ankommt? Milde, Mitgefühl, Humanität sind gewiß sehr schätzenswerte Eigenschaften, aber sie bilden auch für den ärztlichen Stand nicht die Grundlage; der Arzt soll nicht Krankenpfleger sein, sondern Hilfe bringen, soweit das nach menschlichem Wissen möglich ist.

Ich habe keine Veranlassung, hier auf die Frauenfrage näher einzugehen, deren Ziele ja bis zu einem gewissen Grade berechtigt sein mögen; aber eins glaube ich, im Gegensatz zu Herrn Professor Schweninger, aussprechen zu dürfen, nämlich daß sich von den vielen zur Verfügung stehenden Berufszweigen der ärztliche Beruf am wenigsten für die Frau eignen wird. Schon das Studium und später noch mehr die Thätigkeit des Arztes stellen An-

forderungen, denen zartbesaitete Naturen nicht gewachsen sind; das Nervensystem der Frau hat aber keine besondere Widerstandsfähigkeit, denn jeder erfahrene Arzt weiß, daß gerade die funktionellen Störungen des Nervens und Seelenlebens bei dem weiblichen Geschlecht unendlich viel häufiger auftreten als beim Manne, obwohl dieser im Kampf um das Dasein gewöhnlich viel größeren Schädlichkeiten ausgesetzt ist. Ferner ist noch zu bedenken, daß das Studium der Medizin bei der Überfüllung des ärztlichen Standes kaum noch als ein Brotstudium anzusehn ist. Krankenkassen und ärztliche Vereine, diese mit ihren nicht immer ganz einwandfreien Satzungen, sorgen dafür, daß gerade in den großen Städten, die für Frauen hauptsächlich in Betracht kommen würden, schon jetzt dem jungen Arzte der Anfang recht schwer gemacht wird. Der „weibliche Doktor“ wird aber noch mit besondern Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und es läßt sich daher die Annahme nicht von der Hand weisen, daß das zum Studium erforderliche hohe Anlagekapital der Frau in jedem andern Beruf eine sichrere Existenz schaffen dürfte, als gerade in der Medizin.

Der Bericht nun, den die „Berliner Neuesten Nachrichten“ über die Plauderei des Herrn Schweninger in München bringen, ist so merkwürdig, daß man den Inhalt für unglaublich halten würde, wenn nicht bei den Beziehungen jener Zeitung ein Irrtum völlig ausgeschlossen wäre. Man kann nur annehmen, daß der Herr Professor in München, wo nach seiner eignen Äußerung seine ärztliche Wiege gestanden hat, infolge der auf ihn einströmenden Erinnerungen geistig nicht besonders disponirt gewesen ist. Wenn diese Herrn Schweninger zweifellos sehr wohlgefinnte Zeitung am Kopf ihres ausführlichen Berichts die Auseinandersetzung mit dem anwesenden Professor Soghlet besonders hervorhebt, so verstehen wir das am allerwenigsten, denn was der Geheimrat gegen Soghlet über die Kinderernährung vorgebracht hat, das war der Kampf der Finsternis gegen das Licht! Schroffer als sonst müssen dem Vortragenden in München die Worte über die Lippen gesprudelt sein. Sehr scharf wurde wieder die Schulmedizin mitgenommen und dazu die armen Ärzte, die unter Umständen ärgere Pfüschler sein sollen als die Heilkundigen, die sonst dafür ausgegeben werden. Wir wollen mit dem Herrn Geheimrat nicht rechten wegen dieses Ausspruches, der jedenfalls bei allen gewerbmäßigen Kurpfuschern die vollste Billigung finden wird; denn ihr Geschäft bringt es ja mit sich, die approbirten und unter Staatsaufsicht ausgebildeten Ärzte in den Augen des Publikums möglichst herabzusetzen. Aber schön ist es nicht, so von Kollegen zu sprechen, besonders wenn keinerlei Veranlassung zu einem solchen Ausfall vorliegt! Pfüschler kommen allerdings auch unter den Ärzten vor, und Pfüschler sind alle die zu nennen, die den Boden der exakten Wissenschaft verlassen haben, über die Grenzen des Wissens hinausgehen und vorgeben, alles heilen zu können!

Wir hören ferner, daß der Herr Geheimrat schon durch den in München genossenen medizinischen Unterricht skeptisch gefinnt wurde, denn was der eine Professor als seine heiligste Überzeugung vorgetragen hatte, sei später von einem andern oft genug als Unsinn erklärt worden. Die Lehre von den Bazillen als Krankheitsursache habe sich in den letzten Jahren ungewöhnlich entwickelt, ohne daß die Dinge schon genügend erforscht worden seien, und die Furcht vor den Bazillen stehe in gar keinem Verhältnis zu dem stolzen Wort: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt.“ Interessant sind auch die Mitteilungen über Morphiumsucht, und wir erfahren mit anerkennenswerter Offenheit, daß der berühmte Arzt des Fürsten Bismarck einer Familie angehört, in der viele Mitglieder an Morphinum zu Grunde gegangen sind. Wenn er aber behauptet, daß die Morphiumsucht nur von Ärzten veranlaßt worden sei und noch heute befördert würde, so ist das eine Behauptung, die als direkte Unwahrheit nicht scharf genug zurückgewiesen werden kann.

Schreiber dieses hat in frühern Jahren als Leiter einer Nervenheilanstalt viel mit Morphiumentziehung zu thun gehabt und der Entstehung der einzelnen Fälle sorgfältig nachgeforscht, wobei er zu der Überzeugung kam, daß nur in einem kleinen Prozentsatz der Fälle ärztliches Verschulden festzustellen war. Dem Kollegen freilich, der seinen Patienten die Morphiumspritze in die Hand giebt und ein beliebig zu erneuerndes Rezept verschreibt, darf der Vorwurf eines Verbrechens gemacht werden, aber diese Voraussetzungen treffen glücklicherweise nur selten zu. Unter etwa hundert Morphinumkranken kenne ich nur drei Fälle, wo den Arzt ein direktes Verschulden trifft, und einer dieser Fälle hatte sich noch dazu im Auslande zugetragen. „Ohne Morphinum möchte ich kein Arzt sein“ — so sagte einmal ein alter hochgeschätzter Praktiker! Der gesunde Mensch weiß nicht, was körperliche Schmerzen sind; wer aber als Arzt fast täglich beobachten kann, zu welchen unerträglichen Qualen wir armen Sterblichen verdammt sein können, der wird auch den Segen des Morphiums zu schätzen wissen. Wenn unter mehreren tausend Chloroformnarkosen ein Todesfall eintritt, so wird man deswegen dieses Mittel ebenso wenig aus dem Arzneischatz streichen wie das Morphinum, weil ihm jährlich eine Anzahl charakterloser und entnervter Menschen zum Opfer fällt. Für mich wenigstens ist es auch nicht zweifelhaft, daß, abgesehen von den Unglücklichen, die wegen immerwährender Schmerzen Trost und Linderung suchen, nur schwache und verweichlichte Charaktere dem Morphinum unterliegen können. Die Schuld für diese Krankheit trifft also keinesfalls die Ärzte, die es wahrlich an Vorsicht nicht fehlen lassen. Will man einen Sündenbock haben, dann soll man ihn bei jenen Dunkelmännern suchen, die aus der krankhaften Leidenschaft ihrer Mitmenschen ein Geschäft machen und ohne ärztliches Rezept das Morphinum zu theuern Preisen verkaufen. Leider sind diese Leute nur selten zu fassen, denn ein Morphiniist wird seinen Lieferanten niemals verraten, in der Voraus-

setzung, daß er ihn möglicherweise später noch einmal nötig haben könnte. Noch auf einen Punkt möchte ich aufmerksam machen, der für die Verbreitung der Morphiumsucht nicht unwesentlich ist, nämlich auf den Proselytismus. Ich kannte Kranke, die im seligen Morphiumdusel mit der Spritze in der Hand zu allen Freunden und Bekannten umhergingen, um auch ihnen ein Nirwana zu bereiten; und es kommt leider nicht so gar selten vor, daß der Mann seine Frau und noch andre Familienmitglieder dem Gift in die Arme führt.

Mehr als eigentümlich klingen auch die Auslassungen des Herrn Geheimrats über die „Diagnosen,“ die er anscheinend für ganz überflüssig hält. Wenn er damit nur sagen will, daß auf das Diagnostizieren vielfach ein größeres Gewicht gelegt wird als auf das Heilen der Krankheiten, so muß man ihm recht geben, denn in der That machte es schon vor achtzehn Jahren auf uns junge Studenten einen wenig erhebenden Eindruck, wenn über die Diagnose stundenlang gesprochen wurde, während der Therapie oft nur wenige Worte gewidmet wurden. Daß es in der Praxis auf eine subtile, wissenschaftliche Diagnose nicht immer ankommt, und daß durch eine zu pedantische Untersuchung dem Patienten oft mehr geschadet wird, soll ebenfalls nicht in Abrede gestellt werden; man darf aber nicht vergessen, daß im allgemeinen eine erfolgreiche Therapie erst durch die richtige Diagnose möglich wird, und daß sich der Arzt einer schweren Unterlassung schuldig machen würde, der ohne richtige Erkenntnis des Übels drauf los kurieren wollte. Wir können also mit Herrn Schweninger nur einverstanden sein, wenn er sich über die allzueifrige Diagnostizirerei lustig macht, wie sie nicht selten von Assistenten und jungen Dozenten geübt wird, die gern etwas werden wollen und nun einen Paradefall nach dem andern in der medizinischen Presse breit treten. Der Herr Geheimrat greift aber nicht nur die Berechtigung der Diagnosen an, er versteigt sich auch zu der Behauptung, daß die wissenschaftlichen Männer um 20 Prozent mehr falsche Diagnosen stellen als die unwissenschaftlichen! Wenn ich diese Worte nicht schwarz auf weiß in einer wohlunterrichteten Zeitung gelesen hätte, dann würde ich sie nicht für möglich halten. Das Diagnostizieren ist eine Kunst, in der der moderne Arzt weit vorgeschritten ist; freilich kommen auf dieser unvollkommenen Welt überall Irrtümer vor, und nicht selten werden auch dem gewiegtesten Arzt manche Erscheinungen an seinen Kranken dunkel bleiben, aber wir dürften glücklich sein, wenn wir nur alle richtig erkannten Krankheiten auch wirklich heilen könnten! Glaubt der Herr Professor über seine Wissenschaft und den Stand, dem er selbst angehört, immer nur absprechend urteilen zu müssen, dann soll er sich wenigstens an das halten, was wirklich tadelnswert ist!

Seine Äußerungen über „Diagnosen“ decken sich übrigens ganz mit den Ansichten, die Herr Schweninger vor einigen Jahren in einem längern Gespräch mir gegenüber entwickelt hat. Schon damals hörte ich, daß er auf eine präzise Diagnose gar kein Gewicht lege, und auf meine Frage, ob er denn

zum Beispiel eine Patientin, deren Krankheitssymptome möglicherweise auf eine bösartige Unterleibsgeschwulst hinwiesen, gar nicht speziell daraufhin untersuchen würde, antwortete er mir: „Nein, das würde ich nicht thun, denn ändern ließe sich dadurch nichts, von einer Operation erhoffe ich in solchen Fällen keinen Vorteil, und für die nötigen Verordnungen über Diät, Lebensweise, Bäder — wie sie zu einer Verbesserung des Blutes und der Säfte nötig sind — finde ich in den Allgemeinsymptomen der Patientin schon Anhaltspunkte genug.“ Es war kurze Zeit nach der Hamburger Choleraepidemie, als diese Unterredung stattfand, und natürlich kamen wir auch auf die soeben erloschene Seuche zu sprechen. Schon damals machte sich in den Worten des Professors eine starke Verachtung der ganzen Bazillentheorie bemerkbar, wie er das auch kürzlich in München auf das schärfste betont hat. Die Bazillenfurcht, so sagte er mir, ist ein Unsinn, denn gesunden Menschen thun sie nichts; die Epidemie in Hamburg ist nicht eingeschleppt worden, sondern durch örtliche und individuelle Disposition entstanden, sie ist wegen Anhäufung dieser Disposition lawinenartig angeschwollen und ebenso schnell erloschen, nachdem alle für das Gift empfänglichen Menschen gestorben waren.

Herr Geheimrat Schweninger gehört auch — wenn wir nicht sehr irren — dem Kaiserlichen Reichsgesundheitsamt als außerordentliches Mitglied an; vielleicht läßt er sich herbei, seine in München entwickelte Bazillentheorie auch einmal in Form eines Plauderstündchens den wohl nur aus „Kochianern“ bestehenden ordentlichen Mitgliedern des Amtes vorzutragen, denn das würde eine ebenso scharfe wie erheiternde Debatte geben, aus der wir gewöhnlichen Sterblichen viel lernen könnten. Eine mäßige Opposition gegenüber den Behauptungen der Herren Bakteriologen würde vielfachen Anklang finden; wenn aber Herr Schweninger in München die Bazillen nicht Feinde, sondern Freunde der Menschheit genannt hat, dann dürfte er mit dieser Anschauung wohl glänzend isolirt dastehen. Treffend war denn auch der aus der Mitte der Zuhörerschaft erfolgte Zuruf: „Nun, dann wollen wir Ihnen die Bazillen schenken.“

Wir glauben, daß die über alle Grenzen hinausgehende Bedeutung, die die Vertreter der Bakteriologie für ihre noch junge Wissenschaft in Anspruch nehmen, bei Klinikern und Ärzten nicht überall Beifall findet, und wenn man an dem Grundsatz festhält, daß die Bescheidenheit ein sicheres Attribut der Weisheit zu sein pflegt, dann ist zu dieser reservirten Haltung Grund genug vorhanden, denn die Herren Bakteriologen pflegen ein Selbstbewußtsein zur Schau zu tragen, das auf denkende Menschen nicht immer den besten Eindruck macht. Der mit dem Kochschen Tuberkulin getriebne Humbug ist noch unvergessen. Man darf wohl sagen, daß niemand dem ärztlichen Stand in den Augen des Publikums eine so tiefe Wunde geschlagen hat, wie Herr Koch mit seiner so vorschnell in die Welt geschickten Entdeckung, der jetzt wohl nur noch ein gewisser historischer Wert beizumessen ist, obwohl das Mittel erst kürzlich

wieder mit neuen Versprechungen und in neuer Form in den Handel gebracht worden ist. „Wenn so etwas geschieht am grünen Holz, was wird erst am dürren sein,“ so schrieb damals eine vielgelesene Zeitung!

Nun, die Serumtherapie der letzten Jahre scheint sich ja behaupten zu wollen, und man neigt immer mehr der Ansicht zu, daß wenigstens Herr Behring mit seinem Diphtherieheilserum eine große Entdeckung gemacht hat; freilich muß erst noch durch jahrelange Statistik bewiesen werden, daß die geringere Sterblichkeit bei der Diphtherie wirklich nur durch das Heilserum veranlaßt worden ist, und ob wir jetzt nicht in einer Zeit leben, wo die Epidemien an und für sich leichter auftreten. Alles in allem ist also zuzugeben, daß der vorläufig noch in den Kinderschuhen stekenden Bazillenwissenschaft die Bedeutung noch nicht beigelegt werden kann, die die Herren Bakteriologen mit großem Selbstbewußtsein für sich in Anspruch nehmen, und man kann es verstehen, daß Schweninger gegen die Bazillenfurcht zu Felde zieht, die ja recht merkwürdige Blüten treibt. Wenn die auf Reisen befindliche Familie eines Professors der Hygiene einen Teil der Speisen in sterilisierter Form aus dem Laboratorium des Hausherrn bezieht, wie mir erzählt wurde; oder wenn im Interesse einer vornehmen Dame die ängstliche Sorgfalt des Arztes so weit ging, daß in dem modernen, bisher von Infektionskrankheiten verschont gebliebenen Hause bei Einrichtung des Wohnzimmers, neben andern Manipulationen, die Tapeten abgerissen und sogar nur sterilisierte Vorhänge und Gardinen aufgesteckt wurden, so ist das eine Bazillenfurcht, die krankhaft genannt werden darf. Etwas Kampf gegen solche Auswüchse kann nicht schaden, besonders da bei fortschreitender Angst die Gefahr vorhanden ist, daß der „Schutzmann“ schließlich seine Nase auch in unsre Krankenzimmer steckt, um unsre Angehörigen im Fall einer infektiösen Erkrankung der Isolirbaracke zuzuführen; aber dieser Kampf darf nicht so weit gehen, wie ihn Herr Schweninger getrieben hat. Wenn wir ihn recht verstehen, dann meinte er in seiner letzten Plauderei, daß nur die Kinder wirklich leistungsfähige Menschen werden, die im fortwährenden Kampf mit allen möglichen Bazillenarten erstarbt sind; an den dabei zu Grunde gegangenen sei nichts gelegen! Der Herr Professor schreibt also den lieben Bazillen die Rolle des Hechtes im Karpfenteiche zu, und wenn er will, daß man bei gefährdeten Kindern die Natur durch Abhaltung von Schädlichkeiten nicht unterstützen solle, so ist das nicht weit entfernt von der Handlungsweise der alten Spartaner, die ihre schwächlichen Kinder lieber gleich aussetzten, in der Voraussetzung, daß doch nichts ordentliches daraus werden würde. Leider hat aber die Sache einen Haken, der die Thätigkeit des menschenfreundlichen Bazillus in einem noch schlimmern Licht erscheinen läßt. Es ist nämlich eine unter Ärzten bekannte Thatsache, daß gerade kräftig entwickelte, vollsaftige Menschen von zahlreichen Infektionskrankheiten mit Vorliebe ergriffen werden; ich erinnere dabei nur an Scharlach, Diphtherie und andre, denen oft genug die blühendsten Kinder zum Opfer

fallen, während schwächliche verschont blieben. Auch der Brechdurchfall, jene meist im Sommer blitzschnell auftretende und oft genug tödlich endigende Krankheit, pflegt kräftige und schwächliche Kinder in gleicher Weise zu befallen, und wenn auch die vorher gesunden widerstandsfähiger sind, so weiß doch jede Mutter, wie schwer es hält, bis der früher blühende Liebling seine Kräfte wieder gefunden hat. Ich verstehe es nicht, wie Herr Geheimrat Schweninger vor solchen Thatsachen noch von einer heilsamen Wirkung der Bazillen reden kann!

Die natürlichste Ernährung der Kinder ist die Muttermilch, und wo diese fehlt, wird man einen völlig gleichwertigen Ersatz nur in Ammenmilch finden können. Eine solche Nährmutter zu halten, die natürlich auch sorgfältig ausgewählt sein muß, ist aber mit Unzuträglichkeiten verbunden und ein Luxus, den sich der weniger gut situierte Teil unsrer Mitmenschen nicht leisten kann; dann erst kommt die Kuhmilch in Betracht, die aber immer noch allen gepriesenen künstlichen Surrogaten weit überlegen ist. Leider ist nur die Milch nicht immer keimfrei und um so leichter infiziert, je weiter sie herbeigeschafft werden muß; die Gefahr ist also in großen Städten besonders groß. Was ich hier sage, steht so fest wie das Einmaleins, und wenn ich so bekannte Wahrheiten anführe, dann geschieht das nur, um gegen Herrn Schweninger zu betonen, daß gerade der Soxhlet als eine segensreiche Erfindung zu betrachten ist, die in den Augen des Publikums nicht herabgesetzt werden darf. Soll einmal getabelt werden, dann kann man vielleicht ihm und ähnlichen Apparaten den Vorwurf machen, daß durch zu starkes Kochen die Milch etwas an Nährwert verliert; an der Thatsache selbst darf aber nicht gerüttelt werden, daß durch die Soxhlethsche Erfindung die Gefährlichkeit der Kuhmilchernährung für Säuglinge ganz bedeutend verringert worden ist.

Interessant gestaltete sich die Debatte über diesen Gegenstand. Auf die Frage: „Mit was soll der Neugeborene ernährt werden?“ antwortet Herr Schweninger: „Mit Kuhmilch, aber nicht mit Soxhlet. Mit Ammenmilch? Nein! Was ich gegen den Soxhlet habe? Nicht viel, aber gegen den Wahnsinn alles.“ Herr, dunkel ist der Rede Sinn, kann man bei dieser letzten Antwort nur sagen, die einer Pythia Ehre machen würde! Dem im Saale anwesenden Professor Soxhlet, der auf die Notwendigkeit aufmerksam machte, den Kindern keimfreie Milch vorzusetzen, wirft er vor, daß ja nicht jede unreinigte Milch Bakterien erzeuge, und daß mit dem Soxhlet doch keine bessere Generation erzielt würde! Auf die Entgegnung, daß man doch nicht jeder Milch vorher ansehen könne, ob sie vergiftet sei oder nicht, versteigt sich der Herr Geheimrat zu den Worten: „Lieber einmal vergiftete Milch geben, als immer mit dem Soxhlet kochen.“

Es verlohnt sich nicht, auf solche Äußerungen noch näher einzugehen, die schon ein Fachblatt als völlig undiskutierbar bezeichnet hat.

